

Inhalt

- **Papst Benedikt XVI.: Reflexionen zur Bibelexegese** - Gedanken zu Beginn der Bischofssynode 14.10.08
- „**Wir sind Tempel Gottes!**“ **Papst Benedikt XVI. über das Wesen der Kirche** - Generalaudienz 15.10.08
- **Zehn Jahre „Fides et Ratio“**: Benedikt XVI. erklärt das Zusammenspiel von Glaube und Vernunft 16.10.08
- **Benedikt XVI. besuchte in Pompeji die Rosenkranz-Madonna** - 19.10.08
- **Papst Benedikt XVI. bittet für Bischofssynode, Missionare und Familien zu beten** - Angelus 19.10.08
- **Plädoyer für eine humane Medizin: Chirurgen besuchen Papst Benedikt** - 20.10.08
- **Die Verkündigung des Wesentlichen** - Generalaudienz 22.10.08

Papst Benedikt XVI.: Reflexionen zur Bibelexegese Gedanken zu Beginn der 14. Generalkongregation der Bischofssynode

ROM, 14. Oktober 2008 Worte, die Papst Benedikt XVI. während der Vollversammlung der Bischofssynode über das Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche im Vatikan zur Bibelexegese geäußert hat und die der Vatikan seit kurzem auch auf Deutsch veröffentlicht hat.

Liebe Brüder und Schwestern!

Die Arbeit für mein Buch über Jesus bietet viel Gelegenheit, sowohl alles Gute zu sehen, das aus der modernen Exegese kommt, aber auch deren einschlägige Probleme und Gefahren zu sehen. Dei Verbum 12 gibt zwei methodologische Hinweise für eine angemessene exegetische Arbeit. Erstens wird bestätigt, dass die Anwendung der historisch-kritischen Methode, deren wesentliche Elemente kurz beschrieben werden, notwendig ist. Diese Notwendigkeit ergibt sich aus dem christlichen Prinzip, das wir in Joh 1,14 finden: „Verbum caro factum est“. Das historische Faktum ist eine Grunddimension des christlichen Glaubens. Die Heilsgeschichte ist keine Mythologie, sondern wirkliche Geschichte und muss deshalb mit den Methoden ernsthafte Geschichtswissenschaft untersucht werden.

Diese Geschichte hat aber auch eine andere Dimension, nämlich das göttliche Wirken. Deshalb ist in Dei Verbum von einem notwendigen zweiten methodologischen Niveau die Rede, das zur richtigen Auslegung der gleichzeitig menschlichen und göttlichen Worte notwendig ist. Das Konzil folgt einer grundlegenden Regel für die Auslegung jedes literarischen Textes und sagt, dass die Heilige Schrift im gleichen Geist ausgelegt werden muss, in dem sie geschrieben wurde und weist dementsprechend auf drei grundlegende methodologische Elemente hin, um die göttliche pneumatische Dimension der Bibel zu berücksichtigen:

1) Auslegung des Textes, indem man die Einheit der ganzen Schrift berücksichtigt; heute spricht man in diesem Fall von kanonischer Exegese; zur Zeit des Konzils gab es diesen Ausdruck noch nicht, aber das Konzil sagt das gleiche, nämlich, dass man die Einheit der ganzen Schrift berücksichtigen muss;

2) Berücksichtigung der lebendigen Tradition der ganzen Kirche und schließlich

3) Berücksichtigung der Analogie des Glaubens. Nur dort, wo beide methodologische Niveaus, das historisch-kritische und das theologische Niveau, berücksichtigt werden, kann man von einer theologischen Exegese sprechen, die allein der Heiligen Schrift angemessen ist. Während in bezug auf die erste Ebene die akademische Exegese heute auf einem sehr hohen Niveau arbeitet und uns wirklich hilft, kann man leider von dem anderen Niveau nicht das Gleiche sagen. Oft scheint es dieses zweite Niveau, das aus den drei von Dei Verbum angegebenen theologischen Elementen besteht, fast nicht zu geben. Das hat sehr schwerwiegende Folgen.

Die erste Folge des Fehlens des zweiten methodologischen Niveaus ist, dass die Bibel so zu einem Buch der Vergangenheit wird, aus dem man wohl moralische Erkenntnisse ziehen und die Geschichte erfahren kann, aber das Buch als solches spricht nur von der Vergangenheit und es handelt sich um eine nicht wirklich theologische, sondern eine rein historiographische Exegese, Geschichte der Literatur. Das ist die erste Folge: die Bibel bleibt der Vergangenheit verhaftet und spricht nur von Vergangem.

Eine weitere, noch schwerwiegendere Folge finden wir dort, wo die Hermeneutik des von Dei Verbum angegebenen Glaubens verschwindet und durch eine andere, säkularisierte und positivistische Hermeneutik ersetzt wird, deren grundlegender Schlüssel die Überzeugung ist, dass das Göttliche in der Menschheitsgeschichte nicht erscheint. In dieser Hermeneutik muss - immer wenn ein göttliches Element aufzutauchen scheint - erklärt werden, warum dieser Eindruck entsteht, um dann alles auf das Menschliche zurück zu führen. Deshalb kommt es zu Auslegungen, die die Historizität der göttlichen Elemente leugnen.

Das trifft auf den so genannten „mainstream“ der Exegese in Deutschland zu. Man streitet z.B. ab, dass der Herr die Heilige Eucharistie eingesetzt hat und sagt, dass der Leichnam Jesu im Grab geblieben ist. Die Auferstehung wäre in diesem Fall kein geschichtliches Ereignis, sondern rein theologische Sichtweise. Man behauptet das, weil eine Hermeneutik des Glaubens fehlt: so wird eine profan-philosophische Hermeneutik bestätigt, die es nicht für möglich hält, dass das Göttliche Eingang in die Geschichte findet und dort wirklich präsent ist.

Die Abwesenheit dieses zweiten methodologischen Niveaus hat einen tiefen Graben zwischen der wissenschaftlichen Exegese und der Lectio divina geschaffen. So kommt es auch gerade deshalb manchmal zu Ratlosigkeit bei der Vorbereitung der Homilien. Wo die Exegese nicht Theologie ist, kann die Heilige Schrift nicht die Seele der

Theologie sein und umgekehrt, wo die Theologie nicht wesentlich Auslegung der Schrift in der Kirche ist, hat die Theologie kein Fundament mehr.

Deshalb ist es für das Leben und die Sendung der Kirche und für die Zukunft des Glaubens absolut notwendig, diesem Dualismus zwischen Exegese und Theologie ein Ende zu bereiten. Die biblische und die systematische Theologie sind zwei Dimensionen einer einzigen Wirklichkeit, die wir Theologie nennen. Deshalb erscheint es mir als wünschenswert, dass in einer der "Propositiones" auch von der Notwendigkeit gesprochen wird, in der Exegese auf die beiden methodologischen Niveaus zu achten, die von Dei Verbum, 12, angegeben werden, wo klar gesagt wird, dass eine nicht nur geschichtliche, sondern auch theologische Exegese entwickelt werden muss. Deshalb ist es notwendig, die Ausbildung der zukünftigen Exegeten in diesem Sinne auszuweiten und so wirklich die Tore zu den Schätzen der Schrift für die heutige Welt und für uns alle zu öffnen.

* * *

„Wir sind Tempel Gottes!“ Papst Benedikt XVI. über das Wesen der Kirche

Achte Katechese über den heiligen Apostel Paulus

ROM, 15. Oktober 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

In der Katechese vom vergangenen Mittwoch habe ich über die Beziehung des Paulus zum vorösterlichen Jesus zu dessen Lebzeiten gesprochen. Die Frage lautete: „Was hat Paulus vom Leben Jesu, von seinen Worten, von seinem Leiden gewusst?“ Heute möchte ich von der Lehre des heiligen Paulus über die Kirche sprechen.

Wir müssen mit der Feststellung beginnen, dass das italienische Wort für „Kirche“ – „Chiesa“ –, wie „Église“ im Französischen und „Iglesia“ im Spanischen, vom griechischen Wort „ekkle-sía“ abstammt! Es kommt aus dem Alten Testament und bedeutet „Versammlung“ des Volkes Israel; eine Versammlung, die Gott einberufen hat, und insbesondere die vorbildliche Versammlung zu Füßen des Berges Sinai. Mit diesem Wort ist jetzt die neue Gemeinschaft der Christgläubigen gemeint, die sich als Versammlung Gottes fühlen; die neue Einberufung aller Völker durch Gott und vor ihm.

Das Vokabel „ekkle-sía“ erscheint nur bei Paulus, der der erste Verfasser einer christlichen Schrift ist. Dies geschieht in der Einleitung des ersten Briefes an die Thessalonicher, wo sich Paulus wortwörtlich „an die Gemeinde [„ekkle-sía“] von Thessalonich“ wendet (vgl. dann auch „die Gemeinde [„ekkle-sía“] von Laodizea“ in Kol 4,16). In anderen Briefen spricht er von der Kirche Gottes, die in Korinth (1 Kor 1,2; 2 Kor 1,1) beziehungsweise in Galatien ist (1 Gal 1,2 usw.) – Teilkirchen also –, aber er sagt auch, dass er „die Kirche Gottes“ verfolgt habe: nicht eine bestimmte Ortsgemeinschaft, sondern „die Kirche Gottes“.

So sehen wir, dass diesem Wort „Kirche“ eine mehrdimensionale Bedeutung zukommt: Es bedeutet einerseits die Versammlungen Gottes an bestimmten Orten (in einer Stadt, einem Dorf, einem Haus); es bedeutet aber auch die Kirche in ihrem Ganzen. Und so sehen wir, dass „die Kirche Gottes“ nicht nur eine Summe von verschiedenen Ortskirchen ist, sondern dass die verschiedenen Ortskirchen ihrerseits Verwirklichungen der

einen Kirche Gottes sind. Alle zusammen sind „die Kirche Gottes“, die den einzelnen Ortskirchen vorausgeht und in ihnen zum Ausdruck kommt, sich in ihnen verwirklicht.

Es ist wichtig anzumerken, dass das Wort „Kirche“ fast immer mit der qualifizierenden Hinzufügung „Gottes“ vorkommt: Es handelt sich nicht um einen menschlichen Verein, der aus gemeinsamen Ideen oder Interessen entstanden ist, sondern um eine Einberufung Gottes. Er hat sie zusammengerufen, und deswegen ist sie eine einzige – in all ihren Verwirklichungen. Die Einheit Gottes schafft die Einheit der Kirche an allen Orten, an denen sie sich befindet.

Später wird Paulus im Brief an die Epheser ausführlich auf den Begriff der Einheit der Kirche in Kontinuität mit dem Begriff des Volkes Gottes, des Volkes Israels, eingehen, das von den Propheten als „Braut Gottes“ betrachtet und dazu berufen worden war, ein bräutliches Verhältnis mit ihm zu leben. Paulus stellt die eine Kirche Gottes als „Braut Christi“ in der Liebe vor, die in Christus selbst ein Leib und ein Geist ist.

Es ist bekannt, dass der junge Paulus ein erbitterter Gegner der neuen Bewegung war, die die Kirche Christi bildete. Er war ihr Gegner, da er in dieser neuen Bewegung eine Bedrohung für die Treue zur Überlieferung des Volkes Gottes sah, das vom Glauben an den einen Gott beseelt war. Diese Treue kam vor allem durch die Beschneidung, die Beachtung der Regeln der kultischen Reinheit, der Enthaltensamkeit gegenüber gewissen Speisen und der Einhaltung des Sabbats zum Ausdruck. Diese Treue hatten die Israeliten in der Zeit der Makkabäer mit dem Blut der Märtyrer bezahlt; in einer Zeit, als das hellenistische Regime alle Völker dazu verpflichten wollte, sich der hellenistischen Kultur zu fügen.

Viele Israeliten verteidigten die Berufung, die Israel zu Eigen war, mit ihrem Blut. Die Märtyrer bezahlten für die Identität ihres Volkes, die durch alle diese Elemente zum Ausdruck kam, mit ihrem Leben.

Nach seiner Begegnung mit dem auferstandenen Christus verstand Paulus, dass die Christen keine Verräter waren. Im Gegenteil: Der Gott Israels hatte in der nun neuen Situation durch Christus seinen Ruf auf alle Völker ausgeweitet und wurde so zum Gott aller Völker. Auf diese Weise verwirklichte sich die Treue zum einen Gott. Das durch die besonderen Normen und Regeln Kennzeichnende war nicht mehr notwendig, da nun alle in ihrer Verschiedenheit dazu berufen waren, in Christus Teil des einen Volkes Gottes, der „Kirche Gottes“ zu sein.

Etwas war Paulus in der neuen Situation sofort klar: Der grundlegende und „gründende“ Wert Christi und des „Wortes“, mit dem er verkündigt wurde. Paulus wusste, dass man nicht nur nicht aus Zwang zum Christen wird, sondern dass in der inneren Gestaltung der neuen Gemeinschaft die institutionelle Komponente unvermeidlich an das lebendige „Wort“ gebunden war, an die Verkündigung des lebendigen Christus, in dem sich Gott allen Völkern öffnet und sie zu einem einzigen Volk Gottes eint.

Es ist bezeichnend, dass Lukas in der Apostelgeschichte mehrmals, auch in Bezug auf Paulus, den Ausdruck „das Wort verkünden“ verwendet (Apg 4,29.31; 8,25; 11,19;

13,46; 14,25; 16,6.32). Offensichtlich hat er die Absicht, die entscheidende Tragweite des „Wortes“ der Verkündigung besonders hervorzuheben. Konkret ist dieses Wort das Kreuz und die Auferstehung Christi, in denen sich die Schrift erfüllt hat.

Das Ostergeheimnis, das die Wende seines Lebens auf dem Weg nach Damaskus verursacht hat, steht selbstverständlich im Mittelpunkt der Verkündigung des Apostels (vgl. 1 Kor 2,2;15,14). Dieses im Wort verkündete Geheimnis erfüllt sich in den Sakramenten der Taufe und der Eucharistie, und wird dann in der christlichen Nächstenliebe Wirklichkeit. Das Werk der Evangelisierung des Paulus hat keinen anderen Zweck als den, die Gemeinde der Christgläubigen aufzubauen. Diese Idee gehört zur Etymologie des Vokabels „ekkle-sía“, das Paulus und mit ihm das ganze Christentum gegenüber dem Wort „Synagoge“ den Vorzug gegeben hat. Nicht nur, weil das erste ursprünglich „säkularer“ ist (da es von der griechischen Praxis der politischen und nicht im eigentlichen Sinne religiösen Versammlung abstammt), sondern auch, weil es direkt die theologischere Vorstellung einer Berufung „ab extra“ einschließt, nicht also jene einer einfachen Zusammenkunft: Die Gläubigen sind von Gott gerufen, der sie in einer Gemeinschaft versammelt, seiner Kirche.

In dieser Linie können wir auch den ursprünglichen und ausschließlich paulinischen Begriff der Kirche als „Leib Christi“ verstehen. Dazu müssen die beiden Dimensionen dieses Begriffs beachtet werden. Eine ist soziologischer Natur. Nach ihr setzt sich der Leib durch seine Bestandteile zusammen und kann ohne sie nicht existieren. Diese Interpretation kommt im Brief an die Römer und im ersten Brief an die Korinther vor, wo Paulus ein Bild aufnimmt, das es bereits in der römischen Soziologie gab: Er sagt, dass das Volk wie ein Leib ist, der verschiedene Gliedern hat und von denen jedes einzelne eine besondere Funktion ausübt. Alle aber, sogar das kleinste und dem Anschein nach bedeutungsloseste, sind notwendig, damit der Leib leben und seine Aufgaben erfüllen kann.

Angemessenerweise bemerkt der Apostel, dass es in der Kirche viele Berufungen gibt: Propheten, Apostel, Lehrer, einfache Menschen. Sie alle sind dazu berufen, Tag für Tag die Liebe zu leben. Alle sind sie notwendig für den Aufbau der lebendigen Einheit dieses geistlichen Organismus.

Die andere Interpretation bezieht sich auf den Leib Christi. Paulus sagt, dass die Kirche nicht nur ein Organismus ist, sondern dass dieser wirklich zum Leib Christi wird – in der Eucharistie, in der wir alle seinen Leib empfangen und wirklich zu seinem Leib werden. So verwirklicht sich das bräutliche Geheimnis, dass alle ein Leib und ein Geist in Christus werden. So geht die Wirklichkeit weit über das soziologische Bild hinaus und bringt auf diese Weise ihr wahres und tiefes Wesen zum Ausdruck, das heißt die Einheit aller Getauften in Christus, die der Apostel als „eins“ in Christus betrachtet, dem Sakrament seines Leibes gleichgestaltet.

Wenn Paulus so spricht, zeigt er, dass er wohl weiß und es uns alle verstehen lässt, dass die Kirche nicht ihm und nicht uns gehört. Die Kirche ist der Leib Christi, sie ist „Gottes Kirche“, „Gottes Ackerfeld, Gottes Bau... Gottes Tempel“ (1 Kor 3,9.16).

Die letzte Bezeichnung ist besonders interessant, da sie einem Geflecht zwischenmenschlicher Beziehungen einen Begriff zuweist, der gewöhnlich dazu diente, einen für heilig erachteten physischen Ort anzuzeigen. Die Beziehung zwischen Kirche und Tempel nimmt daher zwei einander ergänzende Dimensionen an: Einerseits wird auf die kirchliche Gemeinschaft das Merkmal der Abgeschiedenheit und Reinheit angewandt, die dem heiligen Gebäude gebührte; andererseits aber wird auch der Begriff eines materiellen Raumes überwunden, um diese Wertigkeit auf die Wirklichkeit einer lebendigen Glaubensgemeinschaft zu übertragen. Betrachtete man vorher die Tempel als Orte der Gegenwart Gottes, so weiß und sieht man jetzt, dass Gott nicht in Gebäuden aus Stein wohnt, sondern dass der Ort der Gegenwart Gottes in der Welt die lebendige Gemeinschaft der Gläubigen ist.

Eine eigene Überlegung verdiente die Bezeichnung „Volk Gottes“, die sich bei Paulus grundsätzlich auf das Volk des Alten Testaments und dann auf die Heiden bezieht, die „das Nicht-Volk“ waren und auch dank ihrer Eingliederung in Christus durch das Wort und das Sakrament Volk Gottes geworden sind.

Und schließlich eine letzte Nuance: Im Brief an Timotheus bezeichnet Paulus die Kirche als „Hauswesen Gottes“ (1 Tim 3,15), und das ist eine wirklich originelle Definition, da sie sich auf die Kirche als eine Gemeinschaftsstruktur bezieht, in der man herzliche zwischenmenschliche Beziehungen familiärer Natur erlebt. Der Apostel hilft uns, das Geheimnis der Kirche in ihren verschiedenen Dimensionen als Versammlung Gottes in der Welt immer tiefer zu verstehen.

Das ist die Größe der Kirche und die Größe unserer Berufung: Wir sind Tempel Gottes in der Welt, der Ort, an dem Gott wirklich wohnt, und gleichzeitig sind wir Gemeinschaft, Familie Gottes, der die Liebe ist. Als Familie und Haus Gottes müssen wir in der Welt die Liebe Gottes verwirklichen und auf diese Weise mit der Kraft, die aus dem Glauben kommt, Ort und Zeichen seiner Gegenwart sein.

Bitten wir den Herrn, dass er es uns gewähre, immer mehr seine Kirche zu sein; sein Leib, der Ort der Gegenwart seiner Liebe in dieser Welt und in unserer Geschichte.

* * *

Zehn Jahre „Fides et Ratio“: Benedikt XVI. erklärt das Zusammenspiel von Glaube und Vernunft
Empfang der Teilnehmer eines internationalen Kongresses an der Lateran-Universität

ROM, 16. Oktober 2008

Ein aufmerksamer Blick auf diese Enzyklika gestatte es auch heute, voller Bewunderung ihre ungebrochene Aktualität zu erfassen, so Papst Benedikt. In dem Lehrschreiben komme die weit blickende Tiefe Johannes Pauls II. zum Vorschein, und es zeichne sich durch seine große Offenheit gegenüber der Vernunft aus. Johannes Paul II. habe in der Enzyklika hervorgehoben, wie wichtig die Verbindung von Glaube und Vernunft sei.

Benedikt XVI. wies darauf hin, dass die Kirche mit dieser lehramtlichen Äußerung eine im aktuellen kulturellen Kontext hervortretende Notwendigkeit thematisiert habe. Sie „wollte die Kraft der Vernunft und ihre Fähigkeit verteidigen, die Wahrheit zu erreichen“. Dabei habe sie erneut den Glauben als besondere Erkenntnisform vorgestellt, durch die man sich der Wahrheit der Offenbarung öffne.

Benedikt XVI. zitierte jene Stelle der Enzyklika, wo es heißt: „Es ist der Glaube, der die Vernunft dazu herausfordert, aus jedweder Isolation herauszutreten und für alles, was schön, gut und wahr ist, etwas zu riskieren. So wird der Glaube zum überzeugten und überzeugenden Anwalt der Vernunft“ (56). Und er fügte hinzu, dass die Suche nach der Wahrheit vor allem dann Früchte trage, wenn sie von der Liebe zur Wahrheit getragen sei.

Heute allerdings sei ein Abdriften von einem spekulativen zu einem experimentellen Denken festzustellen. Die Forschung interessiere sich vor allem für die Beobachtung der Natur und bemühe sich, ihre Geheimnisse zu verstehen. Dies habe dazu geführt, dass sich der Wunsch, die Natur zu erkennen, in den Willen verwandelt habe, sie nachzubilden. Die Weiterentwicklung der Begriffe habe auch das Verhältnis von „fides“ und „ratio“ betroffen, so dass beide unterschiedliche Wege gegangen seien.

Die neuen Wissenschaften und die Technologie hätten den antiken Vernunftbegriff verändert, erklärte der Papst. Die Vernunft, die einst nach den letzten Wahrheiten gesucht habe, sei zugunsten einer Vernunft an den Rand gedrängt worden, die sich damit begnüge, die kontingenten Wahrheiten der Naturgesetze zu erforschen. Diese Art von Forschung habe gewiss positive Aspekte, räumte der Heilige Vater ein. Der Glaube fürchte nicht den Fortschritt der Wissenschaft, wenn deren Errungenschaften auf den Menschen, sein Wohlergehen und den Fortschritt der ganzen Menschheit ausgerichtet seien.

Papst Benedikt XVI. stellte fest, dass die Wissenschaftler ihre Forschungen nicht immer nach diesen Zielen ausrichteten. Es sei eine „Hybris“ der Vernunft gegeben, die für die Menschheit gefährlich werden könne.

Des Weiteren sei die Wissenschaft nicht in der Lage, ethische Prinzipien zu erarbeiten. Philosophie und Theologie seien somit unverzichtbare und notwendige Hilfen, um zu vermeiden, dass die Wissenschaft alleine auf einem gewundenen Weg voranschreite; auf einem Weg, der voller Gefahren sei und auf dem viel Unvorhergesehenes laiere.

Dem Bischof von Rom ging es, wie er ausdrücklich betonte, nicht um eine Beschränkung der Wissenschaft oder eine Behinderung der Technik, sondern darum, den Verantwortungssinn zu schärfen für die Bedeutung, die Glaube und Vernunft auch für die Wissenschaft hätten, damit diese auf dem „Gleis“ ihres Dienstes am Menschen weiterfahre.

Diesbezüglich erinnerte der Papst an die Lehre des heiligen Augustinus über den rechten Gebrauch der Vernunft. Er müsse auf die Wahrheit ausgerichtet sein, deren

Verständlichkeit in der Schöpfung zu finden sei. Diese „Intelligibilität“ sei kein Produkt der Wissenschaft, sondern werde ihr vielmehr angeboten, damit sie die Wahrheit erkenne.

Die Vernunft entdecke auf diesem Weg, dass es eine Wahrheit gibt, die niemals aus ihr selbst heraus entdeckt, sondern nur als Geschenk empfangen werden kann, so Benedikt XVI. Und es sei nicht so, dass sich die „Wahrheit der Offenbarung“ gewissermaßen über jene Wahrheit lege, die die Vernunft erreicht habe. Sie reinige vielmehr die Vernunft, erhebe sie und gestatte es ihr, ihren Raum zu erweitern, um sich in ein Forschungsfeld einzugliedern, das so unergründlich ist wie das Geheimnis selbst. Die Wahrheit Christi übertreffe jede andere Wahrheit, die die Vernunft finden könne.

Abschließend kam Benedikt XVI. auf die Bischofssynode über das Wort Gottes zu sprechen, die gerade im Vatikan tagt. Der Papst stellte fest, dass eine wahre Philosophie jeden Menschen bei der Hand nehmen müsse, um ihn entdecken zu lassen, wie grundlegend die Kenntnis der Offenbarung für seine eigene Würde sei. Angesichts des Bedürfnisses nach Sinn, das nicht nachlasse, bis es in Jesus Christus einmünde, offenbare das Wort Gottes seinen Charakter als endgültige Antwort – als „unerschöpfliche Quelle der Wahrheit“.

* * *

Plädoyer für eine humane Medizin: Chirurgen besuchen Papst Benedikt

Auch die Würde von unheilbar Kranken gehört geachtet

ROM, 20. Oktober 2008

Beim Empfang der Teilnehmer des 110. Nationalkongresses der Italienischen Gesellschaft für Chirurgie, der dem Thema: „Für eine Chirurgie, die den Kranken achtet“, gewidmet ist, wies der Heilige Vater auf die Bedeutung der vertrauensvollen Beziehung zwischen Arzt und Patienten hin. Dieses Vertrauensverhältnis lasse im Kranken die Hoffnung auf Heilung erstarken.

Benedikt XVI. bekräftigte, wie wichtig es sei, die Medizin zu „humanisieren“, das heißt menschlicher zu machen. Damit das gelinge, müsse sich der Arzt verhalten, wie es der Würde des kranken Menschen entspreche.

Der medizinische Fortschritt habe es möglich gemacht, die Situation des Kranken immer mehr zu verbessern, so dass heutzutage Heilung eine normalerweise verwirklichte Perspektive sei, stellte der Papst fest. Daraus ergebe sich allerdings auch eine neue Gefahr: jene, „den Patienten in dem Augenblick aufzugeben, in dem die Unmöglichkeit wahrgenommen wird, nennenswerte Ergebnisse zu erzielen“.

Auch ohne die Aussicht auf nennenswerte Ergebnisse könne viel für den Patienten getan werden, bekräftigte Benedikt XVI. Seine Leiden könnten gelindert und er selbst begleitet werden, was seine Lebensqualität verbessere.

Papst Benedikt warnte vor der Unterschätzung der Tatsache, dass jeder Patient – auch der unheilbare – einen unbedingten

Wert in sich trage, „eine zu achtende Würde, die den unerlässlichen Grund jeglichen ärztlichen Handelns bildet“. Deshalb bekräftigte der Bischof von Rom: „Die Achtung der menschlichen Würde erfordert die unbedingte Achtung eines jeden Menschen, ob geboren oder nicht, ob gesund oder krank, ja, in welcher Lage er sich auch immer befinden mag.“ In diesem Zusammenhang sei die besondere Bedeutung des wechselseitigen Vertrauensverhältnisses von Arzt und Patient zu sehen, so dass ein Therapieplan festgelegt werden könne. Der Papst verwies auf den Einfluss, den die Mitteilungen des Arztes auf den Patienten hätten, und erklärte, Ziel müsse ein „wahrer therapeutischer Bund“ zwischen Arzt und Patient sein, der durch eine angemessene Kommunikation ermöglicht werde.

Auch die Betonung der individuellen Autonomie des Patienten, die heute im Vordergrund stehe, müsse darauf ausgerichtet sein, dass der Arzt den Kranken nicht als Antagonisten, sondern als aktiven und der Therapie gegenüber verantwortlichen Mitarbeiter ansehe. Jedem Einmischungsversuch von außen in diese delicate Arzt-Patienten-Beziehung müsse mit Misstrauen begegnet werden, so der Papst. Einerseits sei es unleugbar, dass die Selbstbestimmung des Patienten respektiert werden müsse, auch wenn man nicht vergessen dürfe, dass die individualistische Überbewertung der Autonomie zu einer unrealistischen Lesart der menschlichen Wirklichkeit führe.

Und andererseits „muss die sich aus seinem Beruf ergebende Verantwortung des Arztes diesen dazu bringen, eine Behandlung vorzuschlagen, die auf das wahre Wohl des Patienten abzielt“. Der Arzt sollte sich dabei bewusst sei, dass er eher in der Lage sei, die Situation zu bewerten, als der Patient selbst.

Im heutigen höchst technologisierten gesellschaftlichen Kontext laufe der Patient Gefahr, „verdinglicht“ zu werden. Oft werde er von Regeln und Praktiken dominiert, die seiner Art zu sein völlig fremd seien. Deshalb sei es sehr wichtig, aus dem therapeutischen Verhältnis den existentiellen Kontext des Patienten und dabei vor allem die Familie nicht auszuschließen. Insofern müsse der Verantwortungssinn der Familienangehörigen des Patienten gestärkt werden. Dadurch könne eine „weitere Entfremdung“ vermieden werden, „die dieser fast unvermeidlich erleidet, wenn er einer hoch technologisierten Medizin anvertraut ist, der es aber am notwendigen menschlichen Einfühlungsvermögen mangelt“.

* * *

Benedikt XVI. besuchte in Pompeji die Rosenkranz-Madonna

„Hier versteht man, dass die Gottesliebe und die Nächstenliebe untrennbar miteinander verbunden sind“

ROM, 19. Oktober 2008 - Papst Benedikt XVI. pilgerte zur Basilika der Gottesmutter vom Heiligen Rosenkranz nach Pompeji. Mit vier Millionen Besuchern pro Jahr gehört Pompeji zu den beliebtesten Wallfahrtsorten Italiens.

Während der Eucharistiefeier erklärte der Bischof von Rom, dass er vor allem deshalb gekommen sei, um der Mutter Gottes die Vollversammlung der Bischofssynode ans Herz zu legen, die derzeit im Vatikan tagt und das Thema „Das

Wortes Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche“ in den Blick nimmt. Gleichzeitig rief der Papst dazu auf, insbesondere am Weltmissionssonntag für alle zu beten, die sich in der Kirche dafür einsetzen, dass das Evangelium allen Völkern verkündet wird.

Zu den Tageslesungen stellte Benedikt XVI. fest, dass die Liebe Gottes die Kraft habe, alles zu erneuern – „ausgehend vom menschlichen Herzen, das sein Meisterwerk ist und in dem der Heilige Geist durch sein verwandelndes Handeln aufs Beste wirkt“.

Die christliche Gemeinschaft, so der Papst, habe in der Personifikation Israels und Jerusalems in einer weiblichen Figur von Anfang an eine bedeutungsvolle und prophetische Annäherung an die Jungfrau Maria gesehen, und diese Interpretation sei im Bericht über die Hochzeit von Kana (Joh 2,1-11) wiederzufinden.

„Der Evangelist Johannes weist symbolisch darauf hin, dass Jesus der Bräutigam Israels ist, der gekommen ist, um die Gnade des neuen Bundes zu bringen, der durch den ‚guten Wein‘ dargestellt wird. Gleichzeitig unterstreicht er auch die Rolle Mariens, die zu Beginn als ‚Mutter Jesu‘ bezeichnet wird, doch die der Sohn selbst dann ‚Frau‘ nennt und somit vor die Verwandtschaft das geistige Band setzt, nach dem Maria die geliebte Braut des Herrn verkörpert, also das Volk, das er sich erwählt hat, um seinen Segen auf die gesamte Menschheitsfamilie ausstrahlen zu lassen.“

Die Liebe ist nach Worten Benedikts XVI. „das Lebensprogramm einer christlichen Gemeinschaft, deren Mitglieder von der Liebe erneuert worden sind, und die sich um ständige Erneuerung bemühen, damit sie stets den Willen Gottes erkennen und nicht in den Konformismus der weltlichen Mentalität zurückfallen“. Somit sei das neue Pompeji, wenn auch innerhalb der Grenzen, die jeder menschlichen Realität zu Eigen sind, ein Beispiel dieser „neuen Kultur“ der Liebe, die unter dem mütterlichen Blick Mariens entstanden sei und sich unter ihm entwickelt habe.

Der selige Bartolo Longo (1841-1926) habe, von der Liebe dazu gedrängt, die neue Stadt geplant, die dann um das marianische Heiligtum herum entstanden sei – „fast wie ein Ausstrahlen des Lichts seines Glaubens und seiner Hoffnung“. Der Papst bezeichnete den Wallfahrtsort als „eine Festung Mariens und der Nächstenliebe, die jedoch nicht von der Welt isoliert war, die keine, wie man sagt ‚Kathedrale in der Wüste‘ war, sondern eingefügt in das Gebiet dieses Tals, um es zu befreien und zu fördern“.

Wer hätte sich vorstellen können, dass neben den Ruinen des alten Pompeji ein marianisches Heiligtum von internationaler Bedeutung und zahlreiche karitative Werke entstehen würde?, so Papst Benedikt.

Auch der selige Bartolo Longo habe durch seine persönliche Umkehr Zeugnis für die geistige Kraft abgelegt, die den Menschen innerlich verwandle und ihn fähig mache, gemäß dem Plan Gottes große Dinge zu vollbringen. Die Geschichte seiner geistlichen Krise und seiner Bekehrung erscheine heute von großer Aktualität. So habe er sich in der Zeit seiner Universitätsstudien in Neapel, beeinflusst durch

Immanentisten und Positivisten, vom christlichen Glauben entfernt und wäre ein militanter Kirchenfeind geworden, der sich auch mit spiritistischen und abergläubischen Praktiken beschäftigt habe.

Seine Bekehrung beinhalte eine äußerst vielsagende Botschaft für die Menschen von heute, weil es in unseren Tagen an ähnlichen Tendenzen bedauerlicherweise nicht mangle. „In diesem Paulusjahr möchte ich betonen, dass auch Bartolo Longo wie der heilige Paulus von einem Verfolger in einen Apostel verwandelt wurde: in einen Apostel des christlichen Glaubens, der Marienverehrung und vor allem des Rosenkranzes, in dem er eine Zusammenfassung des gesamten Evangeliums sah.“

Pompeji sei ein historischer Nachweis dafür, wie Gott die Welt verändere: „Indem er das Herz des Menschen mit Liebe erfüllt und ihn zu einem ‚Motor‘ der religiösen und gesellschaftlichen Erneuerung macht“. Pompeji sei ein Beispiel dafür, wie der Glaube in der Stadt des Menschen wirken könne, wie er Apostel der Nächstenliebe erwecke, die sich in den Dienst der Geringen und der Armen stellten und sich dafür einsetzten, dass auch die Geringsten in ihrer Würde geachtet würden sowie Aufnahme und Förderung fänden.

„Hier in Pompeji versteht man, dass die Gottesliebe und die Nächstenliebe untrennbar miteinander verbunden sind. Hier findet man das echte christliche Volk; die Menschen, die sich hingeben; die Kraft, auf dem Guten zu beharren, ohne sich auf Kompromisse einzulassen.“

Abschließend erinnerte der Papst die Gläubigen daran, dass in Vorbereitung seines Besuchs vor einem Monat eine besondere „Pilgerfahrt der Familien für die Familie“ zu Ende gegangen sei, um der Muttergottes diese fundamentale Zelle der Gesellschaft anzuvertrauen.

Benedikt XVI. brachte schließlich den Wunsch zum Ausdruck, dass das Heiligtum und die Stadt von Pompeji dem besonderen Geschenk Marens verbunden bleiben mögen: dem Rosenkranzgebet. „Wenn wir auf dem berühmten Bild der Muttergottes von Pompeji die Jungfrau Maria und das Jesuskind sehen, die jeweils der heiligen Caterina von Siena und dem heiligen Dominikus den Rosenkranz überreichen, verstehen wir sofort, dass uns dieses Gebet durch Maria zu Jesus führt.“

Der Rosenkranz sei ein „kontemplatives Gebet“ und allen Menschen zugänglich; er sei ein geistiges Band, das einen mit Maria verbinde, um mit Jesus vereint zu bleiben.

„Der Rosenkranz ist eine geistliche ‚Waffe‘ im Kampf gegen das Böse, gegen jede Form von Gewalt und für den Frieden in den Herzen, in den Familien, in der Gesellschaft und in der Welt.“

* * *

**Papst Benedikt XVI. bittet die Gläubigen, für
Bischofssynode, Missionare und Familien zu beten**
Grußworte zum Angelus-Gebet in Pompeji

Nach der festlichen Eucharistiefeyer und dem traditionellen Bittgebet an die Gottesmutter von Pompeji wollen wir, wie jeden Sonntag, unseren Blick mit dem Gebet des Angelus noch einmal auf Maria richten und ihr die großen Anliegen der Kirche und der Menschheit anempfehlen. Besonders beten wir für die Ordentliche Vollversammlung der Bischofssynode, die in Rom stattfindet und deren Thema lautet: „Das Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche“. Möge sie in jeder christlichen Gemeinschaft Fürchte wirklicher Erneuerung hervorbringen!

Eine weitere besondere Gebetsmeinung bietet uns der heutige Weltmissionssonntag, der uns in diesem Paulusjahr ein berühmtes Wort des Völkerapostels zu unserer Betrachtung vorlegt: „Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ (1 Kor 9,16).

Wie viele Gläubige und wie viele Gemeinschaften opfern nicht in diesem Monat Oktober, dem Missionsmonat und dem Rosenkranzmonat, den heiligen Rosenkranz für die Missionare und die Evangelisierung auf! Daher freue ich mich, gerade heute zu diesem Jahrestag hier in Pompeji zu sein, beim wichtigsten Heiligtum, das der seligen Jungfrau vom heiligen Rosenkranz geweiht ist. Dies bietet mir nämlich die Möglichkeit, noch deutlicher hervorzuheben, dass die erste missionarische Aufgabe eines jeden von uns gerade im Gebet besteht. Vor allem durch das Gebet wird dem Evangelium der Weg bereitet; durch das Gebet werden die Herzen für das Geheimnis Gottes offen und die Seelen bereit, sein Wort des Heils zu empfangen.

Dann fällt noch ein weiteres frohes Ereignis auf den heutigen Tag: Gerade heute werden in Lisieux Louis Martin und Zélie Guérin selig gesprochen, die Eltern der heiligen Theresia vom Kinde Jesus, die von Pius IX. zur Schutzpatronin der Missionen erklärt worden war. Diese neuen Seligen haben durch ihr Gebet und ihr Zeugnis für das Evangelium den Weg der Tochter begleitet und geteilt, die Gott dazu berufen hatte, sich ihm vorbehaltlos im Karmel zu weihen. Dort, in der Abgeschiedenheit der Klausur, erfüllte die kleine heilige Theresia ihre Berufung: „Im Herzen der Kirche, meiner Mutter, werde ich die Liebe sein“ (Manuscrits autobiographiques, Lisieux 1957, S. 229).

Während ich an die Seligsprechung der Eheleute Martin denke, ist es mir wichtig, an ein weiteres Anliegen zu erinnern, das mir sehr am Herzen liegt: die Familie und ihre grundlegende Rolle bei der Erziehung der Kinder zu einem universalen Geist, der sich gegenüber der Welt und ihren Problemen offen und verantwortlich zeigt, sowie auch bei der Ausbildung der Berufungen zum missionarischen Leben. Demgemäß setzen wir gleichsam in idealer Weise die Pilgerfahrt fort, die zahlreiche Familien vor einem Monat zu diesem Heiligtum unternommen haben, und bitten um den mütterlichen Schutz der Gottesmutter von Pompeji für alle Familien der Welt. Dabei wollen wir bereits jetzt an den 6. Weltfamilienstag denken, der für Januar 2009 in Mexiko-Stadt geplant ist.

* * *

Die Verkündigung des Wesentlichen: Die zentrale Rolle des auferstandenen Christus im Geheimnis der Erlösung

9. Katechese zum Völkerapostel

ROM, 22. Oktober 2008 - Paulus von Tarsus (9): Die Wichtigkeit der Christologie

Liebe Brüder und Schwestern!

In den Katechesen der letzten Wochen haben wir über die „Bekehrung“ des heiligen Paulus nachgedacht. Sie war die Frucht der persönlichen Begegnung mit dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus. Wir haben uns die Frage gestellt, welcher Art die Beziehung des Völkerapostels mit dem irdischen Jesus gewesen sei. Heute möchte ich über die Lehre sprechen, die uns der heilige Paulus über die zentrale Bedeutung des auferstandenen Christus im Heilsmysterium hinterlassen hat: über seine Christologie.

In Wirklichkeit steht der auferstandene Christus, „dessen Name größer ist als alle Namen“, im Mittelpunkt aller seiner Betrachtungen. Christus ist für den Apostel das Unterscheidungsmerkmal zur Bewertung von Ereignissen und Sachverhalten; er ist das Ziel aller Anstrengungen, die er unternimmt, um das Evangelium zu verkünden: die große Leidenschaft, die seine Schritte auf den Straßen dieser Welt antreibt.

Es handelt sich zudem um einen lebendigen, konkreten Christus: der Christus, sagt Paulus, „der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (Gal 2,20). Diese Person, die mich liebt, mit der ich sprechen kann, die mich anhört und mir antwortet: sie ist wirklich das Prinzip, um die Welt zu verstehen und den Weg in der Geschichte zu finden.

Wer die Schriften des heiligen Paulus gelesen hat, weiß gut, dass er sich nicht darum bemüht hat, Einzelheiten zu berichten, in denen das Leben Jesu dargestellt würde. Auch wenn wir uns vorstellen können, dass er in seinen Katechesen sehr viel mehr über den vorösterlichen Jesus erzählt hat, als er dann in den Briefen aufschrieb, die Ermahnungen für ganz konkrete Situationen sind.

Sein pastorales und theologisches Anliegen war derartig auf die Erbauung der entstehenden Gemeinden ausgerichtet, dass er spontan alles in der Verkündigung Jesu Christi als des „Herrn“ konzentrierte, der jetzt lebendig und jetzt mitten unter den Seinen gegenwärtig ist.

Daher die charakteristische Wesentlichkeit der paulinischen Christologie, welche die Tiefen des Geheimnisses verbunden mit einer unablässigen und genauen Sorge entfaltet.

Gewiss, der lebendige Jesus soll verkündet werden, seine Lehre, aber vor allem die zentrale Wirklichkeit seines Todes und seiner Auferstehung: als Höhepunkt seines irdischen Daseins und Wurzel der folgenden Entwicklung des gesamten christlichen Glaubens, der ganzen Wirklichkeit der Kirche.

Für den Apostel ist die Auferstehung kein in sich ruhendes, vom Tod abgetrenntes Ereignis. Der Auferstandene ist

immer derjenige, welcher vorher gekreuzigt worden ist. Auch als Auferstandener trägt er seine Wunden: das Leiden ist in ihm gegenwärtig, und man kann mit Pascal sagen, dass er bis zum Ende der Welt leidet, obwohl er der Auferstandene ist und mit uns und für uns lebt.

Diese Identität des Auferstandenen mit dem gekreuzigten Christus hatte Paulus in der Begegnung auf dem Weg nach Damaskus begriffen: in jenem Moment offenbarte sich ihm mit Deutlichkeit, dass der Gekreuzigte der Auferstandene und der Auferstandene der Gekreuzigte ist, der zu Paulus sagt: „Warum verfolgst du mich?“ (Apg 9,4). Paulus verfolgt Christus in der Kirche und versteht dann, dass das Kreuz „eine Verfluchung Gottes“ ist (Deut 21,23), aber Opfer für unsere Erlösung.

Der Apostel betrachtet fasziniert das im Gekreuzigten-Auferstandenen verborgene Geheimnis und geht über das in seiner Menschlichkeit erlittene Leiden Christi (irdische Dimension) zu jener ewigen Existenz zurück, in der Christus ganz eins mit dem Vater ist (vorzeitliche Dimension): „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen, und damit wir die Sohnschaft erlangen“ (Gal 4,4-5).

Diese beiden Dimensionen, die ewige Präexistenz beim Vater und die Herabkunft des Herrn in der Menschwerdung werden bereits im Alten Testament in der Gestalt der Weisheit angekündigt. Wir finden in den Weisheitsbüchern des Alten Testaments einige Texte, welche die Rolle der Weisheit hervorheben, die im Vergleich zur Schöpfung der Welt präexistent ist.

In diesem Sinne sind Abschnitte wie dieser aus dem Psalm 90 zu lesen: „Ehe die Berge geboren wurden, die Erde entstand und das Weltall, bist du, o Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (V. 2); oder Stellen wie jene, die von der schöpferischen Weisheit sprechen: „Der Herr hat mich geschaffen im Anfang seiner Wege, vor seinen Werken in der Urzeit; in frühester Zeit wurde ich gebildet, am Anfang, beim Ursprung der Erde“ (Spr 8,22-23). Beeindruckend ist auch der Hymnus auf die Weisheit, der sich im gleichnamigen Buch findet: „Machtvoll entfaltet die Weisheit ihre Kraft von einem Ende zum andern und durchwaltet voll Güte das All“ (Wht ,1).

Dieselben Weisheitstexte, die von der ewigen Präexistenz der Weisheit sprechen, sprechen auch von der Herabkunft, der Erniedrigung dieser Weisheit, die sich ein Zelt unter den Menschen gebaut hat.

So hören wir bereits die Worte des Evangeliums anklingen, die von dem Zelt des Leibes des Herrn sprechen. Im Alten Testament ist ein Zelt errichtet worden: hier ist der Tempel gemeint, der Kult gemäß der „Thora“.

Gerade aus der Perspektive des Neuen Testaments können wir verstehen, dass dies letztlich eine Urform des weitaus wirklicheren und bedeutsameren Zeltes war: des Zeltes des Leibes Christi.

Wir sehen bereits in den Büchern des Alten Testaments, dass diese Erniedrigung der Weisheit, ihre Herabkunft im Fleisch, auch die Möglichkeit einschließt, abgelehnt zu werden.

Indem der heilige Paulus seine Christologie entfaltet, beruft er sich gerade auf diese Perspektive der Weisheit: er erkennt in Jesus die unvergängliche und seit ewig existierende Weisheit. Die Weisheit, die herabkommt und ein Zelt unter uns aufschlägt; und so kann er Christus als „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ darstellen. So kann er sagen, dass Gott Christus für uns „zur Weisheit gemacht hat, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung“ (1 Kor 1,24.30).

Auf ähnliche Weise erklärt Paulus, dass Christus gleich der Weisheit vor allem von den Machthabern dieser Welt abgelehnt werden kann (vgl. 1 Kor 2,6-9). So wird in den Plänen Gottes eine paradoxe Situation geschaffen: das Kreuz, das zum Weg des Heiles für das ganze Menschengeschlecht werden wird.

Eine weitere Entfaltung dieses Zyklus der Weisheit, innerhalb dessen die Weisheit erniedrigt wird, um dann trotz Ablehnung erhöht zu werden, findet sich im berühmten Hymnus des Briefes an die Philipper (vgl. 2,6-11).

Es handelt sich um einen der anspruchsvollsten Texte des gesamten Neuen Testaments. Die Exegeten stimmen mit großer Mehrheit darin überein, dass diese Perikope eine Auffassung wiedergibt, der dem Text des Philipperbriefes voraus liegt.

Das ist eine Tatsache von großer Wichtigkeit, da dies bedeutet, dass das Judenchristentum vor Paulus an die Gottheit Jesu glaubte.

So ist der Glaube an die Gottheit Jesu mit anderen Worten keine hellenistische Erfindung, die lange nach seinem irdischen Leben entstanden ist; eine Erfindung, die ihn im Vergessen seines Menschseins vergöttlicht hätte. In Wirklichkeit sehen wir, dass das erste Judenchristentum an die Gottheit Christi glaubte. Mehr noch: wir können sagen, dass die Apostel selbst in den großen Augenblicken des Lebens ihres Meisters verstanden haben, dass er der Sohn Gottes war, wie der heilige Petrus in Cäsarea Philippi sagt: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!“ (Mt 16,16).

Kehren wir jedoch zum Hymnus des Philipperbriefes zurück. Die Struktur dieses Textes kann in drei Strophen unterteilt werden, in denen die Hauptmomente des von Christus vollbrachten Weges verdeutlicht werden.

Seine Präexistenz wird mit den Worten zum Ausdruck gebracht: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein“ (V. 6); es folgt dann die freiwillige Erniedrigung des Sohnes in der zweiten Strophe: „Er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave“ (V. 7), bis hin zur Selbsterniedrigung, „und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (V.8). Die dritte Strophe des Hymnus kündigt die Antwort des Vaters auf die Erniedrigung des Sohnes an: „Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen“ (V. 9).

Was auffällt ist der Kontrast zwischen der radikalen Erniedrigung und der folgenden Verherrlichung in der Glorie Gottes. Es ist offensichtlich, dass diese zweite Strophe im Gegensatz zum Anspruch Adams steht, der sich selbst zu Gott machen wollte. Sie steht auch im Gegensatz zur Initiative der Erbauer des Turms von Babel, die autonom die Brücke zum Himmel errichten und sich selbst zu Gottheiten machen wollten.

Aber dieses Unternehmen des Stolzes endete mit der Selbstzerstörung: nicht so gelangt man zum Himmel, zum wahren Glück, zu Gott. Das Zeichen des Gottessohnes ist das genaue Gegenteil: es ist nicht der Stolz, sondern die Demut, die Verwirklichung der Liebe ist, und die Liebe ist göttlich.

Die Tat der Erniedrigung, der radikalen Demut Christi, mit der er sich dem menschlichen Stolz widersetzt, ist wirklich Ausdruck der göttlichen Liebe; ihr folgt die Erhöhung in den Himmel, zu der uns Gott mit seiner Liebe zieht.

Neben dem Brief an die Philipper gibt es andere Stellen der paulinischen Literatur, an denen die Themen der Präexistenz und der Herabkunft des Sohnes Gottes auf die Erde miteinander verbunden sind.

Eine erneute Behauptung über die Angleichung zwischen Weisheit und Christus, mit allen damit verbundenen kosmischen und anthropologischen Folgen, findet sich im ersten Brief an Timotheus: „Er wurde offenbart im Fleisch, gerechtfertigt durch den Geist, geschaut von den Engeln, verkündet unter den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit“ (3,16). Vor allem auf der Grundlage dieser Prämissen kann die Funktion Christi als des einzigen Vermittlers vor dem Hintergrund des einen Gottes des Alten Testaments definiert werden (vgl. 1 Tim 2,5 in Bezug auf Jes 43,10-11; 44,6). Christus ist die wahre Brücke, die uns zum Himmel führt, zur Gemeinschaft mit Gott.

Und abschließend nur eine Andeutung zu den letzten Entwicklungen der Christologie des heiligen Paulus in den Briefen an die Kolosser und an die Epheser. Im ersten wird Christus als „der Erstgeborene der ganzen Schöpfung“ bezeichnet (1,15-20). Dieses Wort „der Erstgeborene“ impliziert, dass der Erste von vielen Söhnen, der Erste von vielen Brüdern und Schwestern herabgekommen ist, um uns zu sich zu ziehen und aus uns seine Brüder und Schwestern zu machen.

Im Brief an die Epheser finden wir eine schöne Darstellung des göttlichen Heilsplanes, wenn Paulus sagt, dass Gott in Christus alles zusammenfassen wollte (vgl. Eph 1,23). Christus ist die Zusammenfassung von allem, er vereinigt alles und führt uns zu Gott. Und so ist damit für uns eine Bewegung des Herabstiegs und des Aufstiegs verbunden, indem er uns einlädt, an seiner Demut Anteil zu haben, das heißt: an seiner Liebe zum Nächsten, um so auch an seiner Verherrlichung teilzuhaben und mit ihm Söhne im Sohn zu werden. Bitten wir darum, dass der Herr uns helfe, seiner Demut, seiner Liebe gleich zu werden, um auf diese Weise an seiner Vergöttlichung Anteil zu haben.